

Texte der drei Finalist:innen des OffSpring Awards 2022 zum Thema „Wer bin ich?“

Vincent Dekorsky - Gregor

„Okay“, sagt der Mann und klatscht in die Hände. „Bevor wir mit dem Programm durchstarten, schlage ich vor, dass sich jeder kurz vorstellt.“ Er steht auf, ruckelt an seiner rechteckigen Brille und lächelt. „Ich bin der Andreas, ich bin 26 Jahre alt und ich habe gerade meine Ausbildung als Hilfssanitäter abgeschlossen. Was gibt’s noch? In meiner Freizeit gehe ich kegeln und ja, und ich werde euch heute durch den Erste-Hilfe-Kurs leiten.“ Der Andreas setzt sich. Stille. „Wir würden dann im Uhrzeigersinn herumgehen“, schlägt der Andreas vor und beschreibt mit dem Finger eine Drehung entgegen dem Uhrzeigersinn.

Wir sitzen in einem quadratischen Raum an einem Tischkreis, es ist Samstag, es ist acht Uhr morgens. Wir, das sind fünf Leute, die ihren Führerschein machen möchten und der Andreas. Warum nur fünf, weiß ich auch nicht, jedenfalls stehen keine unbesetzten Stühle im Raum. Für Toni wurde anscheinend ein Ersatz gefunden.

Die junge Frau mir gegenüber ergreift das Wort. Das heißt, ich bin als letzter dran. „Also ich heiße Sandra und ich studiere Geschichte auf Lehramt. Und ich bin 21 Jahre alt.“

„Ach, und wo studierst du?“, fragt der Andreas. „An der Uni“, erklärt Sandra. Ich sehe dem Andreas an, dass er sich gerne weiter mit Sandra unterhalten hätte, aber auf diese aufschlussarme Antwort scheint ihm nichts einzufallen.

„Ich bin Gregor“, sagt Sandras Nachbar. „Ich bin 18 Jahre alt, ich gehe noch zur Schule, und ich spiele Klavier.“

Ich stutze. Das bin ich. Ich heiße Gregor. Ich bin 18 Jahre alt. Ich gehe noch zur Schule und spiele Klavier. Das ist mein Text. Der ist doch nicht Ich.

Gregor kratzt sich an der Nase und guckt die ältere Dame zu seiner Rechten an. Was ein Penner, denke ich, und merke, dass ich wütend werde. Was weiß der denn schon, was es bedeutet, ein Gregor zu sein. Diesen Namen muss man sich verdienen, denke ich mich in Rage. Und Klavierspieler auch noch, oho, ganz toll! Kannst du denn auch schon den Flohwalzer spielen, Gregor, ja, kannst du das?

„Ich bin die Ulrike.“, fährt die Rentnerin in meine Gedanken. Jetzt nicht, Ulrike, denke ich.

Ich mustere Gregor. Er sieht nicht wirklich aus wie ich. Er hat blonde Haare, welcher Gregor hat denn bitte blonde Haare, und ist ein Stückchen größer als ich.

Ich brauche einen neuen Text, beschließe ich, ich kann nicht das gleiche sagen wie der, ich muss mich von ihm distanzieren. Hier muss eine klare Gregor-Hierarchie errichtet werden und wer oben steht, das ist ja wohl klar. Mit Toni neben mir wäre das alles so viel leichter.

„Und seit mein Manfred nicht mehr ist“, Ulrike redet immer noch, die hat viel auf dem Herzen, denke ich, „Seit mein Manfred nicht mehr ist, da komme ich ja nirgendwo mehr hin.“

Als ich noch jung war, bei uns auf dem Dorf, da war das nicht selbstverständlich, dass man auch als Frau den Führerschein macht.“

Ich schaue wieder zu meinem Namensdieb, dem Jungen, der es sich herausnimmt, mich zu kopieren. Ich verspüre das Verlangen, aufzustehen, ihn an den Schultern zu packen, und zu schütteln, seine ganze Gregorhaftigkeit aus ihm herauszuschütteln. Aber damit, rufe ich mich zurück, selbst damit wäre nicht geklärt, wie ich mich gleich vorstellen soll.

Jetzt also konstruktiv. Was mache ich in meiner Freizeit. Mit Freunden treffen? Nein. Das kann ich nicht bringen, das ist ja wohl die Bankrotterklärung schlechthin. Wer als Freizeitbeschäftigung angibt, sich mit Freunden zu treffen, denke ich, der hört auch zur Entspannung Mark Forster, der hat doch schon längst aufgegeben.

„Du Ulrike“, sagt der Andreas. „Ich finde es super toll, dass du so viel erzählst, ehrlich, aber wir haben noch einiges an Programm vor uns heute. Deshalb würde ich jetzt vorschlagen, dass wir in der Reihe weitergehen. Ja, bitte.“

Der angesprochene Mann richtet seinen langen, schmalen Körper im Stuhl auf. „Ich bin Masum, ich bin vor zwei Jahren aus Syrien nach Deutschland...“

„Ok gut jetzt ich“, dröhnt der Mittvierziger neben Masum, der schon die ganze Zeit so nervös mit seinem Bein wippt. „Mein Name ist Herr Klöckner, meinen Führerschein habe ich natürlich schon, aber ich habe mein Zertifikat für den Erste-Hilfe-Kurs sag ich mal verloren und ich brauche das, ich sag mal aus persönlichen Gründen, aber die sind privat. Jedenfalls will ich die Gelegenheit jetzt, ich sage mal nutzen, um auch mal anzusprechen, dass es mir mit Covid oder Corona oder Omikron oder wie auch immer ihr es nennen wollt, wie sehr es mir damit langsam echt bis hier steht, ja? Ich bin ja schon froh, dass wir heute keine Masken mehr tragen müssen, sag ich mal.“ Auch Herr Klöckner scheint ein großes Mitteilungsbedürfnis zu haben und ein Blick auf Ulrike sagt mir, dass sie kurz davorsteht, ihn durch einen Kommentar in seinem Redefluss zu bestätigen.

Ich frage mich, warum ich mich von Gregors Anwesenheit so gestört fühle. Abgesehen von seinem dümmlich-blanken Gesichtsausdruck. Was ist da los? Wie viele achtzehnjährige, klavierspielende Gregors wird es noch da draußen geben? Und wenn diese Merkmale so charakteristisch sind, dass sie anscheinend ausreichen, um sein eigenes Dasein zusammenzufassen, wie sind Gregor und ich dann noch zu unterscheiden.

Toni hätte mich jetzt ausgelacht. Toni. Aber ich kann mir doch nicht meine Einzigartigkeit vorlügen, während gerade jetzt tausende Kopien meiner selbst durch die Welt spazieren. Und wie soll ich meine Existenz vor mir selber rechtfertigen, wenn ich uneinzigartig bin?

„Aber nicht doch“, sagt Ulrike und reicht über Masum hinweg, um beschwichtigend Herrn Klöckners Unterarm zu tätscheln. „Solche Sachen brauchen doch Zeit, viel Zeit, und davon haben Sie ja noch mehr als genug wenn ich das so sagen darf.“

„Darfst Du, Ulrike, darfst Du“, antwortet er und nickt bekräftigend, schließt die Augen, atmet tief ein, und guckt mich an. Auch Ulrike und der Andreas und überhaupt alle gucken mich an. Ich schaue mich um und verstehe, dass ich dran bin. Darauf war ich nicht vorbereitet.

„Ich bin Gregor“, sage ich und spüre, wie ich rot anlaufe. Das war kein guter Start, denke ich, das ist so unoriginell, das gab es alles schon.

„Ich bin Gregor“, setze ich noch einmal an und kratze mich sinnlos am Ellenbogen, das interessiert doch keinen wer ich bin, denke ich, hat mich bei den anderen doch auch nicht interessiert.

Ich fühle, wie er von innen gegen meine Brust drückt, dieser langweilige Standardvorstellungssatz, den ich jedes Mal sage. Spontan war ich noch nie und ich werde anscheinend auch heute nicht damit anfangen. Toni war spontan.

Ich seufze und sage: „Ich bin Gregor, ich gehe noch zur Schule, ich bin achtzehn Jahre alt und ich spiele Klavier.“ Mein Namensvetter schaut mich an mit einem Blick, den ich nicht zu deuten weiß.

„Ach, das ist ja witzig“, sagt der Andreas. „Dann gibt es euch ja zweimal!“ Ulrike nickt mit großen Augen, Sandra guckt abwechselnd zu mir und dem anderen Gregor, Masum hat sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und die Arme verschränkt, Herr Klöckner tippt auf seinem Handy. Ich atme tief ein und fokussiere mich auf die Unebenheiten der Tischplatte vor mir.

Ich will doch nur diesen Erste-Hilfe-Schein. Mit Identitäts- und Sinnfragen kann man sich im hohen Alter auseinandersetzen, denke ich, ab Mitte 30 oder so. Die Tastentöne von Herrn Klöckners Handy ploppen leise durch den Raum wie Regentropfen. Gregor schaut mich immer noch an, sein Gesichtsausdruck ist mittlerweile von Überraschung in Verstörtheit gerutscht. Ja Gregor, denke ich, ich finde es auch bescheuert.

„Aber ihr kennt euch nicht zufälligerweise, oder?“, fragt der Andreas und wedelt mit seinem Zeigefinger zwischen uns hin und her.

Meine Hand, die gerade noch meine Haare zur Seite strich, fällt rummsend auf den Tisch. Jetzt ist es auch egal, sage ich mir, jetzt gucken eh alle. Ich strecke meinen Rücken durch.

„Nein, wir kennen uns nicht“, sage ich etwas zu laut. „Nur weil irgendjemand zufälligerweise den gleichen Scheißnamen hat wie ich und so alt ist wie ich, heißt es das doch nicht noch längst, also, warum sollte ich ihn dann kennen?“ Ich runzle die Stirn über meinen etwas holprigen Satz, aber egal, jetzt nicht lockerlassen, denke ich, den andern erst gar keine Zeit zum Nachdenken geben. „Oder kennst du etwa jeden Andreas? Natürlich nicht, warum auch, wo ist da der Sinn?“ „Das ist wirklich nur ein Zufall“, versucht mein Gegenüber, mich unterstützen. Ich schüttele meinen Kopf „Halt die Fresse Gregor.“

In die Stille hinein rücke ich meinen Stuhl nach hinten, stehe auf und gehe zur Tür. Frische Luft. Was ist nur mit mir los. Ich bin kein aggressiver Mensch.

„Ja, gute Idee, wir haben uns jetzt 5 Minuten Pause verdient, würde ich sagen“, höre ich den Andreas noch in meinem Rücken. Ich blicke mich um und Gregor direkt in die Augen. Schafsähnliche, flache, matte Augen, so völlig unberührt von meiner Beleidigung.

Mit dem stimmt etwas nicht, denke ich, und drücke die Glastür nach Draußen auf. Die helle Luft entzerzt mein Hirn.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist ein Park, da bauen zwei Mädchen einen Infostand auf. Ich denke an Toni. Wahrscheinlich ist es sogar Tonis Platz, den der andere Gregor eingenommen hat, denke ich bitter. Seit Toni nicht mehr da ist, war ich auch nicht mehr richtig da. Die Mädchen entfalten einen weißen Pavillon über ihrem Tischchen. Ich habe mich verändert, sagen die in der Schule. Wie denn auch nicht. Wie soll mich das auch nicht verändern, sage ich dann.

Eine Böe kommt auf und der Pavillon wandert einen Meter nach links. Ich bin mir sicher, dass Gregor den Platz von Toni bekommen hat, als Nachzügler.

Masum kommt aus der Tür und stellt sich neben mich. Er hält mir eine Tüte Salbeibonbons entgegen. Ich mache eine ablehnende Geste. Er nimmt eins und legt es in seinen Mund. „Alles okay?“, fragt er. Ich nicke. „Ist hart“, sagt er und ich nicke wieder. Dabei weiß ich nicht einmal, ob er das Leben meint oder nur seine Salbeibonbons. Ich spüre eine Träne in meinem Augenwinkel.

„Ich würde doch so eins nehmen“, sage ich und deute auf die Tüte in Masums Hand. Er zeigt einen Daumen hoch und reicht mir ein lavendelfarbenes Bonbon.

Eines der Mädchen schleppt Steine an, um den Infostand windfest zu machen. Ja, hart ist es. Ich erinnere mich, so viele Menschen waren da und alle in Schwarz und immer und immer wieder Tonis Name und ich musste mich zweimal übergeben an dem Tag und so viele kalte Tränen.

Die Glastür wackelt neben mir. Gregor zieht von innen an der Tür, die er eigentlich drücken müsste. So ein dummer Idiot, denke ich, aber eigentlich meine ich es gar nicht mehr böse. Er öffnet schließlich die Tür, tritt heraus und guckt mich etwas unsicher an. Er geht zur Seite, ein paar Meter von mir entfernt und lehnt sich gegen die Wand.

Nein, denke ich, die gleiche Person sind wir sicher nicht. Aber es gibt so viele Kategorien, in die wir beide fallen – Deutscher, 18, Schüler, Gregor, Klavier. Für jemanden aus Japan wären wir bestimmt nicht unterscheidbar. Toni und ich, wir waren stolz auf unsere Gemeinsamkeiten, wir haben über unsere Gemeinsamkeiten funktioniert.

Neben mir knackt es, als Masum sein Salbeibonbon zerbeißt. „Geht weiter?“ fragt er. Ich zucke mit den Schultern, will aber eigentlich nicht, dass er geht. Der andere Gregor reagiert nicht. „Ich geh“, verkündigt er und lässt uns zurück, Gregor und Gregor.

Auf der anderen Straßenseite sind die Mädchen mittlerweile fertig, sie haben ein Greenpeace-Banner entrollt und den ersten Jogger ins Gespräch gezogen.

Ich drehe mich zur Tür um, reicht jetzt auch, denke ich. Dann halte ich inne. „Ey“, sage ich. „Sorry wegen vorher. War nicht so gemeint.“ Eine ziemlich lieblose, das muss ich mir in diesem Moment eingestehen, eine ziemlich lieblos dahingerotzte Entschuldigung.

Gregor scheint gleicher Meinung zu sein, denn er guckt mich nur aus seinen stumpfen Gregorausagen an und sagt nichts.

Ich gehe zurück in den Raum. Der Andreas redet mit der Lehramtsstudentin Sandra und versucht, seinen Arm um ihre Stuhllehne zu mogeln. Ulrike hält dem sichtlich genervten Herrn Klöckner zwei Fotos unter die Nase. Masum guckt schweigend aus dem Fenster. Der Stuhl von Gregor ist leer, der Stuhl, der eigentlich Toni gehören sollte, ganz leer. Ich schaue auf die Uhr. Noch acht Stunden.

Noch acht Stunden, denke ich, und ihr habt keine Ahnung, wer ich bin.

Melis Ntente

ich bin

die stöckelschuhe und die füße,

die bluten, und die tanzschritte

nicht im takt,

die nutzlose hüfte, versteckt hinter

textil-landschaften,

der knallrote lippenstift

auf den ragenden felsen, lach,

nicht so laut,

die friseurschere an den

schultern,

am kinn,

am ohr.

ich bin

die tochter

von fremden.

der mann,

den ich nie heiraten werde.

die mutter

von niemandem.

Louisa Braun

Als ich dich das erste Mal sah, spürte ich, wie ich starb. Die Bäume waren blau und der Himmel war gelb. Ich atmete kaum noch und hörte die Vögel kreischen, und der Wind schien sich mild durch die meerblauen Blätter zu bewegen. Der Bahnsteig war grau und die Leute auch. Wie kleine Männchen aus Holz, standen sie feinsäuberlich unter dem schmalen Plastikdach versammelt, das sie vor dem Regen schützen sollte. Ich stand einen Schritt zu weit vorne, spürte den Regen auf meiner Hand und sah nach oben. Dieser gelbe Himmel war so unwirklich, und in mir wusste ich, dass es doch du sein musstest, der so strahlte. Ganz golden, mit dem Himmel um die Wette. Es war überwältigend schön und unfassbar groß, dieses Glück in mir. Ich konnte es kaum fassen, auch wenn ich meine Arme ganz weit ausstreckte. Doch es reichte genau dafür, dich in meinem Arm zu halten und meinen Kopf gegen dich zu lehnen. Der Wind erinnert mich an dich. Wie du vor mir auftauchtest und alles so still war, und ich mein eigenes Herz hörte, es rauschte, es rann auf dich zu. Oder vor dir weg. Langsam und kaum merklich wurde das Rauschen lauter und lauter, umschlang mich und alles, was ich kannte, bis ich immer unsichtbarer wurde und vor der Welt verschwand. Ich kann nicht mehr weinen. Diese Traurigkeit ist in mir, sie schreit und sie schreit, klammert sich an die Gitterstäbe meiner Eingeweide, zieht und rüttelt, krabbelt meinen Körper rauf und runter, sucht einen Ausweg, versucht sich zu ertränken, zu rennen, stehen zu bleiben und wird immer panischer. Ich kann ihr nicht die Tür öffnen, meine Tore sind verschlossen und mit aller Kraft weichen sie nicht einen Zentimeter. Es ist zu voll, zu viel Druck auf beiden Seiten, es ist nicht so, dass ich leer bin. Nicht, als würde ich nicht von der Lautstärke meiner Gedanken übertönt werden, nicht so, als würde ich fast ersticken an mir selbst, nicht, als wäre es ein Gefühl, das ich nicht kenne. Wenn man einen Luftballon in den Händen hält und ganz langsam die Luft hinauslässt. So fühlt es sich an, an dich zu denken, deine Augen wieder vor mir zu sehen. Sich zu fühlen, als würde man eine Sprache sprechen, die keiner übersetzen kann. Als ich klein war, wünschte ich mir, unsichtbar zu sein. Wie es wohl wäre, durch den Regen zu rennen, ohne gesehen zu werden. So laut zu lachen, wie man wollte, weil keiner einen hört. Mit dir war es laut und ich war es auch, doch diese Stille. Diese Stille ist es, die mich nachts heimsucht und mich findet, egal, wo ich bin. Egal, mit wem. Ich schwimme und schwimme durch diese Wand und finde mich nicht mehr, kenne kein Ende und keinen Anfang. Ich weiß nicht, wo ich noch einmal neu starten kann, alles auf Anfang und an der Startlinie stehen. Jeder Atemzug fühlt sich an, als würde ich mich festlegen, als würde ich zu diesem Leben „Ja“ rufen und unterschreiben. Ich sitze hier, und ich warte. Ich wartete. Und ich warte. Und es macht keinen Unterschied. Es verändert weder den Kloß, den ich bei jedem Räuspern spüre, noch mich, noch irgendetwas anderes. Der Neid kroch in meinem Bauch umher und wühlte Wut und Ärger in mir auf. Ich spürte Scham, jeden Tag, wenn ich meine Wand anguckte, die ich zwanzig Jahre lang angestarrt hatte, spürte ich wieder diese Scham. Ich laufe und während ich die dunkeln Bäume vor dem hellen, grauen Himmel schwimmen sehe, spüre ich das erste Mal wieder mich. Der kleine, pochende Kern in mir, der mir manchmal wie ein Kloß im Hals stecken bleibt. Der mich daran erinnert, wer ich wirklich bin. Ich bleibe stehen und atme ein. Die Luft schneidet durch meinen Hals. 2 Ich erinnere mich. Erinnerere mich an all das, was ich als Kind gemacht habe, was ich mochte.

Lesen, Spielen, Fernsehen, Oma, Kochen, Backen. Ich schmecke und rieche so viel, dass ich, als ich ausatme, den süßen Apfel auf meiner Zunge schmecke und für einen Moment denke, dass die Bäume nach Zimt riechen. In meinen Träumen, da gibt es dich noch. Irgendetwas in mir klammert sich an diesen Teil, ich kann es nicht loslassen und nachts spüre ich wieder deinen Atem auf meiner Haut, deinen Blick. Wie ich deinen Rücken streichle, du meinen Kopf küsst. Wie wir lautlos lachen und unsere Augen glitzern. Wach, sehe ich den Glitzer und die sanften Farben, die diese Träume umgeben und etwas weben, das nie da war. Spüre meine Tränen, die ähnlich schimmern. Manchmal sehe ich, wie die Sonne sich durch die Wolken schiebt und hinter diesem grauen Schleier ein wenig heller wird.

Ich kann sie immer noch nicht in Gänze sehen, aber meine Augen muss ich trotzdem zusammenkneifen. Alles wäre ich lieber gewesen, alles und jeder, nur nicht die Person, deren Leben ich jetzt führte. Ich war die, die geblieben war. Einsamkeit und Alleinsein ist nur getrennt voneinander erträglich und nun zogen beide bei mir ein. Sie fragten mich, warum ich aufstand. Ich fragte mich das auch. Diese fragende Masse wich nicht von meiner Seite und klebte zwischen meinen Fingern. Wo war ich falsch abgebogen und wann hatte ich mich so blind verrennen können. Ich wachte mitten in der Nacht auf, schweißüberströmt und orientierungslos. In diesen Momenten spürte ich die Zerrissenheit in mir, das Alte und das Neue, und wie ich dazwischenstand und nicht wusste, was zu tun war. Die Augen jetzt wieder fest zudrückte, in der Hoffnung, einzuschlafen. Und den Gedanken loszuwerden, dass kein Schlaf und keine Zeit, dieses Gefühl hier, jetzt gerade, lösen könnten. Nachts schrieb ich. Denn die Wahrheit ist, dass es niemanden gibt, der uns zugehörig fühlen lässt, der uns akzeptiert. Es gibt keine Gesellschaft, es gibt nur den Einzelnen; nur unser Selbst kann sich das Gefühl geben von Vollkommenheit. Das Gefühl einer Illusion, eines Traumes. Doch hier, in dem stillen Tippen der Tasten und des Regens an meiner Fensterscheibe, höre ich Ruhe und fühle mich ganz. Weitermachen, immer weiter und weiter, ohne dich und eigentlich ist das auch egal. Mir ist es egal. Ich habe Freunde verabschiedet, neue begrüßt und währenddessen zu mir gehalten. Ende. Es ist das Ende, mir eingestehen zu müssen, dass alle vor mir, alle nach mir, sich auf dieselbe Suche begeben. Gedanken denken, die es schon gab, Gefühle fühlen, die jemand schon beschrieben hat, mit passenderen Worten als die eigenen es je sein könnten. Und trotzdem suche ich immer noch und finde mich in der Fremde und jetzt gerade hier, an dem Ort, an dem alles begann. Es gibt etwas, an das ich glaube. Und das bin ich.